

Der Herausgeber hat jedem Text eine historische Einleitung, eine Inhaltszusammenfassung sowie umfangliche Angaben zur Überlieferung vorangestellt. Auch die Druckgeschichte wird dargestellt, ebenso die Verbreitung handschriftlicher Kopien. Die Texte selbst werden jeweils entsprechend einer einzelnen Vorlage wiedergegeben und sind mit einem umfangreichen Anmerkungsapparat, der textkritische Anmerkungen und wichtige Hintergrundinformationen bietet, versehen. Abgerundet wird die gelungene Edition durch ein umfangreiches Register der Bibelstellen, die von der profunden Bibelkenntnis Argula von Grumbachs zeugen.

Erfreulich sind außerdem die aufgenommenen Titelholzschnitte, die einen lebendigen Eindruck von der mit dem Auftreten Argula von Grumbachs verbundenen Provokation der Honoratioren vermitteln. So stellt beispielsweise ein Holzschnitt zu Matthes Malers Druck „Wye ein Christliche frau des adels...“ von 1523 linkerhand eine zierliche stehende Frauenfigur mit Haube dar, die ein geöffnetes Buch in der Hand hält und mit der anderen Hand darin eine Stelle anzeigt, vermutlich handelt es sich um die Bibel. Ihr gegenüber steht eine Gruppe von neun Professoren, von denen die zentrale Gestalt an der linken Hand einen Fehdehandschuh herabhängen hat. Zwischen der Frau und den Professoren liegen Bücher auf dem Boden, bei denen es sich wahrscheinlich um scholastische Literatur und kanonisches Recht handeln dürfte. Der Holzschnitt erinnert an Darstellungen Luthers, die ihn als einsamen Kontrahenten gegenüber einer Gruppe von Menschen zeigen.

Argula von Grumbach überschritt mit ihrem Selbstverständnis als Frau und Christin die theologischen und gesellschaftlichen Grenzen, in denen Frauen ihrer Zeit sich zu bewegen hatten. Trotz des Risikos, mit ihren Aktivitäten ihre Familie zu gefährden, widersetzte sie aus ihrem christlichen Verständnis heraus den konventionellen Rollenvorstellungen von Laien und Frauen und korrespondierte mit Luther, Melancthon, Spalatin und Osiander – die Korrespondenz mit Luther und Spalatin ist leider verloren gegangen, aber viele Briefe Luthers belegen seine Bewunderung für Argula von Grumbach und seine Anteilnahme an ihrem Schicksal. Auch wenn viele Quellen über sie verloren gegangen sind, wird sie als erste reformatorische Flugschriftenautorin eine Ausnahmegehalt der Reformation bleiben. Der Forschung und den kirchengeschichtlichen Seminaren ist zu wünschen, dass sie sich mit Hilfe der nun vorliegenden Edition dieser

Theologin *avant la lettre* an die Fersen heften.

Berlin-Dahlem

Rajah Scheepers

Andreas Gößner: *Der terministische Streit. Vorgeschichte, Verlauf und Bedeutung eines theologischen Konflikts an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert* (Beiträge zur historischen Theologie 159), Tübingen: Mohr Siebeck 2011, 495 S., ISBN 978-3-16-158851-6.

Der von Andreas Gößner untersuchte Konflikt bringt alle Voraussetzungen mit, um manches längst überwunden geglaubte Vorurteil gegenüber dem „Altprotestantismus“ zu bestätigen. Er gilt seit Martin Schmidt als „die wohl umfangreichste literarische Auseinandersetzung des Pietismus“ (RGG³, Bd. 6, S. 691). Eine Einschätzung, die durch die vorliegende Göttinger Habilitationsschrift – das lässt sich jetzt schon sagen – eindrucksvoll untermauert wird. Der 1698 veröffentlichte Traktat „Terminus peremptorius salutis humanae“ des bis dahin zwar pietismusverdächtigen, aber publizistisch unauffälligen Sorauer Diakons Johann Georg Böse (1662–1700) entfachte eine breite literarische Kontroverse, in der sich lutherisch-orthodoxe und pietistische Kombattanten aus vielen Teilen Deutschlands mit mehr oder weniger originellen Beiträgen zu Wort meldeten und teilweise heftig befehdeten, bis der Streit um 1710 abflaute und schließlich unentschieden im Sand verlief. In auffälligem Kontrast zu der mediengeschichtlichen Bedeutung des Konflikts steht dessen Bewertung durch die kirchenhistorische Forschung. Albrecht Ritschl tat die Auseinandersetzung kurzerhand ab als „Streit um des Kaisers Bart.“ (Geschichte des Pietismus II/1, Bonn 1884, S. 212) Friedrich Hermann Hesse sprach von seiner eigenen, bislang umfangreichsten und gründlichsten Untersuchung der Kontroverse als einer „Zurschaustellung des Hässlichen“ (Der terministische Streit, Gießen 1877, S. IX). Solche Urteile sind unter anderem schon deswegen fragwürdig, weil sie aus Deutungen resultieren, die Hintergründe und Motive des Streits nur bedingt zu erhellen vermögen.

Bekanntlich entspann sich der Konflikt an der Behauptung Böses, Gott habe allen Menschen eine individuelle Gnadenfrist – gleichsam eine „Deadline“ – gesetzt, bis zu der sie sich bekehrt haben müssten. Die lutherisch-orthodoxen Theologen sahen darin eine unzulässige Einschränkung des göttlichen Heilswillens und lehnten derlei Vorstellungen kategorisch ab. Hinter der Behauptung eines in die Lebenszeit fallenden peremptorischen

Gnadentermins stand bei Böse und seinen pietistischen Verteidigern das aus den Erfahrungen der Seelsorge erwachsene Interesse, einen gewissen Ernst der Buße durchzusetzen und ihrer leichtfertigen Wiederholung oder Aufschiebung zu wehren. Dieses Interesse, auf das in der Literatur immer wieder hingewiesen wird und das G. an Quellenbeispielen anschaulich darlegt (vgl. S. 359–363), vermag die Vehemenz der Auseinandersetzungen indes schwerlich schon zu erklären. Andere Faktoren sind mitzuberücksichtigen bei dem Versuch zu verstehen, was die Gemüter damals an diesem Thema so sehr erregte. Obwohl die Arbeit von Hesse darauf keine befriedigende Antwort gab, wirkte sie in ihrer Ausführlichkeit „abschließend“ und hatte bis heute im Wesentlichen nur einige Lexikonartikel und Handbuchabschnitte zur Folge. Welche Antwort gibt nun G.s Untersuchung nach rund 130 Jahren weitgehenden Forschungsstillstands?

G. unternimmt eine vollständige Neu-Rekonstruktion des Konflikts auf einem gegenüber Hesse deutlich verbreiterten Quellenfundament. Die drei im Untertitel genannten Aspekte haben in der Untersuchung erwartungsgemäß nicht dasselbe Gewicht. Die Ausführungen zur Vorgeschichte konzentrieren sich auf die lokale Situation in Sorau, skizzieren die Geschichte der evangelischen Kirche am Ort sowie die Biografie Johann Georg Böses, ohne auf andere Auseinandersetzungen, die in zeitlicher Nähe ähnliche Themen berühren, wie den Stengerschen Streit oder die Querelen um Heinrich Ammersbach in Halberstadt näher einzugehen. Den Schwerpunkt der Arbeit bildet dann zweifelsohne die „Rekonstruktion des Verlaufs der Kontroverse“ (S. 366) auf den drei Ebenen der eingeholten Gutachten verschiedener theologischer Fakultäten, der fakultätsinternen Auseinandersetzungen in Leipzig und vor allem der zahlreich publizierten Streitschriften. In acht Kapiteln zeichnet G. den Streitverlauf minutiös nach, stellt dabei die einander korrespondierenden Schriften immer wieder in hilfreichen Übersichten zusammen und verfolgt die argumentativen Hauptlinien. Es wird deutlich, dass die von den Sorauer Konfliktparteien angeforderten Responen den Konflikt nicht befrieden konnten, sondern selber wiederum literarisch diskutiert, ja instrumentalisiert wurden. Gutachten auf Gutachten, Streitschrift auf Streitschrift wird den Leserinnen und Lesern präsentiert. Angesichts der sich häufig wiederholenden Argumente, der geringen positionellen Bewegungen ist das eine mühsame Lektüre, auch wenn G. durchaus lesbar schreibt. Eine systematische Perspektive wird erst im vorletzten Kapitel eingenommen, in dem G. un-

ter anderem nach den Beziehungen zwischen Autoren, Werktiteln, Zensur und Büchermarkt sowie nach den damals umstrittenen Verfahren der Wahrheits- und Konsensfindung fragt. Der Bedeutungsaspekt klingt nur kurz in der zusammenfassenden Schlussbetrachtung an, in der G. den terministischen Streit als „eine lokal, personell und sachlich umgrenzte Teilkontroverse innerhalb der pietistischen Streitigkeiten“ (S. 367) bezeichnet, die im Blick auf Pietismus und Orthodoxie gerade „die Ambivalenz beider Phänomene“ (S. 372) zeige.

Mit der Verbreiterung der Quellenbasis und der übersichtlichen, konsequent quellenfundierten Verlaufsrekonstruktion führt G. am sichtbarsten über Hesse hinaus. In beidem gewinnt die Arbeit ihren eigentlichen historiografischen Wert. Gerade zu den Auseinandersetzungen innerhalb der Leipziger theologischen Fakultät hat G. viel unbekanntes handschriftliches Material herangezogen, anhand dessen er die nicht-öffentliche Seite des Hauptkonflikts zwischen den Kollegen Thomas Ittig und Adam Rechenberg erstmals deutlich herausstellt. Die Anzahl der unmittelbar konfliktbezogenen Schriften wurde von G. auf rund 250 Drucke vermehrt – eigenen Aussagen zufolge „immerhin ein Zuwachs von 66 %“ (S. 29). G. hat sie in einer Bibliografie sorgfältig erfasst (S. 373–446), die weiteren Forschungen dienlich sein wird. Einen eigenen Vorschlag zur Deutung des Konflikts bietet G. mit der Behauptung einer zunehmenden „Aufweichung von Autoritäten“ (S. 11) um 1700 an, verstanden als eine Krise der akademischen Lehr-, theologischen Urteils- und „göttlichen Gnadenautorität“ (S. 12). Zu Recht greift G. aber auch die schon von Beate Köster vorgetragene These zustimmend auf, dass der terministische Streit seine eigentliche Dynamik wohl erst durch die Einbettung in die pietistischen Auseinandersetzungen gewonnen hat (vgl. TRE, Bd. 33, S. 80). Das Verständnis des Konflikts dürfte durch kommunikationswissenschaftliche oder sozialgeschichtliche Fragestellungen noch zu vertiefen sein, durch Fragen nach den persuasiven Strategien, den Refutationsansätzen, nach der „Synthese von Monismus und Antagonismus der Beziehungen“ (Georg Simmel). Die Studie von Martin Gierl (Pietismus und Aufklärung, Göttingen 1997) hat gezeigt, wie solche Fragestellungen für die Interpretation pietistischer Kontroversen fruchtbar gemacht werden können. Obgleich G. seine Arbeit als Exemplifizierung des Gierlschen Ansatzes betrachtet (vgl. S. 12), hat er dessen Anregungen nur teilweise aufgenommen und nicht eigentlich weitergeführt. Hier liegen vielleicht die größten Herausforderungen einer zukünfti-

gen Erforschung dieses immer noch „sperrigen“ Kapitels der Pietismusgeschichte.

Duisburg-Essen Marcel Nieden

Volker Reinhardt, Im Schatten von Sankt Peter.

Die Geschichte des barocken Rom, Primus Verlag (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) Darmstadt 2011, 270 S., ISBN 978-3-534-24178-1.

Unter dem Titel „Im Schatten von Sankt Peter. Die Geschichte des barocken Rom“ legt der im schweizerischen Fribourg lehrende Historiker Volker Reinhardt eine ansprechende und informative Lektüre über das Rom im 17. Jh. vor. Gefällig geschrieben führt R. den Leser fast journalistisch durch das seit der Renaissance sich baulich mächtig entwickelnde Rom. Geschickt verwebt R. die Geschichte des barocken Rom mit römischen Familiengeschichten und römischer Lebensform bis in die Gegenwart. Aus verschiedenen Blickwinkeln kreist er um das zentrale Thema des „Nepotismus“, malt ein kulturelles und politisches Bild Roms in barocker Zeit vom Gesichtspunkt der päpstlichen Vetternwirtschaft. Treffender als Titel wäre vielleicht „Geschichten des barocken Rom“, da R. fast episodenhaft über das politische, diplomatische, wirtschaftliche und militärische Denken und Vorgehen erzählt, dabei auch selbst von „drei von vielen Tausend römischen Geschichten“ (132) spricht. R. stellt nicht linear historisch dar, sondern bleibt kreisend assoziativ, wie es römischer Mentalität und Erzählkunst bis heute eigen ist. Seine hilfreich gestellten Fragen eröffnen feine Einblicke in das „System Rom“ in barocker Zeit.

R. spricht in dem vorliegenden Buch ein breiteres Publikum an und verzichtet deshalb wohl auf Anmerkungen und wissenschaftliche Diskussion, kann aber auf frühere Studien zurückgreifen. Neben seiner 1991 veröffentlichten Habilitationsschrift „Überleben in der frühneuzeitlichen Stadt. Annona und Getreideversorgung in Rom 1563–1797“ oder seiner 1994 veröffentlichte Dissertation „Kardinal Scipione Borghese (1605–1633). Vermögen, Finanzen und sozialer Aufstieg eines Papstnepoten“ verweist R. in der Auswahlbiographie (255–261) auf seine zahlreichen Veröffentlichungen über die Geschichte Roms, vor allem in der Zeit der Renaissance und des Barock, denen noch weitere hinzugefügt werden könnten.

„Nepotismus“ ist das durchgängige Thema des Buches, das nach der programmatischen Einführung über die „Lebensstationen einer Stadt“ (7–16) in 14 Kapiteln von unterschiedlichen Seiten her beleuchtet wird bzw.

auf das die verschiedene Themen wieder zu laufen: „Wählen“ (17–28), „Regieren“ (29–42), „Verwandte fördern“ (43–55), „Netze knüpfen“ (56–68), „Ehre absprechen, Ehre verteidigen“ (69–85), „Heiligsprechen“ (86–105), „Erinnerung stiften“ (106–132), „Versorgen“ (133–146), „Rebellieren“ (147–159), „Heilige Jahre feiern“ (160–171), „Repräsentieren“ (172–187), „Konkurrieren“ (188–222), „Zensieren und kontrollieren“ (223–239), „Sanieren und reformieren“ (240–254).

Das päpstliche Rom des 17. Jh.s und die besondere Rolle der Familien der Borghese, Ludovisi, Barberini, Pamphili, Chigi u. a. veranschaulicht R. an ausgewählten Monumenten mit 51 Abbildungen: an Inschriften, Bildern, Skulpturen, Kirchen, Plätzen, Brunnen, Palästen und Grabmälern, an Landsitzen und Ländereien des Kirchenstaats. Eine besondere Note hat R.s Stadtspaziergang, wenn er zeigt, wie die stadtrömischen Bewohner mit sauberem Wasser und billigem Brot versorgt sowie die Armen Roms subventioniert werden müssen (133–146). R. untersucht den jährlichen Getreidebedarf Roms nach dem Grundsatz „Sage mir, welches Brot du isst, und ich sage dir, auf welcher Stufe der sozialen Pyramide du stehst“ (133) und kommt zu dem Ergebnis: „Am Ende des 17. Jahrhunderts war der Konsum der ‚niedrigen Brottypen‘ auf gut 83 Prozent gestiegen [...]. Und gut vier Fünftel der Gesamtbevölkerung ließen sich nach ihrer Brot-Ernährung der untersten Mittelschicht bzw. Unterschicht zuordnen“ (134). R. konstatiert, die Päpste seit Gregor dem Großen unterlagen dem Zwang, „sich als Beschützer der Armen zu bewähren“ (136). Daher sei Rom „das gelobte Land der Unterschicht“ (138) geworden und die Päpste schon allein über die angemessene Brotversorgung der Bevölkerung in das System Rom wirtschaftlich und sozialpolitisch stark verstrickt gewesen (134–142). Neben Korn und Brot hätten die Päpste vor allem mit Wasser sichtbare Werbung zu machen versucht, „das zu einem Hauptthema römischer Prunk- und Propagandabauten im 17. Jahrhundert wurde“ (144), wie an den zahlreichen Brunnen als „einem Hauptsymbol fürsorglicher Papsthererschaft“ (144) abzulesen sei. Fragen der Frömmigkeit und Theologie werden von dem Historiker R. nur gestreift, vor allem im 10. Kapitel „Heilige Jahre feiern: Inszenierungen und Störfaktoren“ (160–171, bes. 160–165), wenn er sagt: „Kritik am allzu weltlichen und hedonistischen Lebensstil der Kirchenfürsten war zu einem Gemeinplatz geronnen, dem die Kritisierten mit den immergleichen Argumenten entgegentraten: Im Unterschied zur apostolischen Zeit könne man heutzutage auf nächst-